

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Gensche.

Der Rheinischen Volkszeitung

Notationsdruck und Verlag von
Germann Rauch, Wiesbaden.

Nachdruck aller Artikel verboten.

Nummer 10

Sonntag, den 29. Januar 1916

34. Jahrgang

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 30. Januar: Martina. Montag, 31. Januar: Petrus und Paulus.
Dienstag, 1. Februar: Januarius. Mittwoch, 2. Februar: Fastenzeit.
Donnerstag, 3. Februar: Blasius. Freitag, 4. Februar: Rhabanus. Samstag, 5. Februar: Agatha.

4. Sonntag nach Erscheinung

Evangelium des hl. Matthäus 8, 23—27.

In jener Zeit, als Jesus in das Schifflein trat, folgten ihm seine Jünger nach. Und siehe, es erhob sich ein großer Sturm im Meere, so daß das Schifflein mit Wellen bedeckt wurde: er aber schlief. Und seine Jünger traten zu ihm, wachten ihn auf und sprachen: Herr, hilf uns, wir gehen zu Grunde! Und Jesus sprach zu ihnen: Was seid ihr so furchtsam, ihr Kleingläubigen? Dann stand er auf, gebot den Winden und dem Meere, und es ward eine große Stille. Die Menschen aber wunderten sich und sprachen: Wer ist dieser, daß ihm auch die Winde und das Meer gehorchen?

*

Jedesmal im Januar, wenn das Evangelium vom Sturm auf dem Meere an der Reihe ist, schreibt mir jemand, die Zeit ihres Lebens unfagbar viel mitgemacht hat, und deren Leidensfeld noch nicht leer ist, das sei ihr das liebste Evangelium. In der Tat, das eigenartig knapp und präzise gefasste Evangelium mit seinem gewaltigen Inhalt redet eine so klare, eindringliche Sprache, daß man es wohl verstehen kann, wie es auf ein christlich empfindendes Herz aufmunternd und Vertrauen erweckend einwirkt. Jesus, der Herr des Weltalls, und seine Frage an uns: Was seid ihr so furchtsam, ihr Kleingläubigen, wann ist dieses Wort mehr am Platze gewesen als heute, im Januar 1916, wo so viele Augen nach oben sich richten, zum Herrn der Meere, mit der stummen Frage: Wann, Herr, ziehst du den Arm deines Jannes von uns weg? Erbarme dich, Herr, der Not deines Volkes, und laß die Unschuldigen nicht allzu hart mit den Schuldigen leiden.

Seit Kriegsbeginn wird unendlich viel auf der Welt gebetet. Es betet an der Spitze der Christenheit der hl. Vater in Rom. Man kann wohl sagen, daß er, der Vater einer Gemeinde von etwa 300 Millionen Katholiken, am schwersten unter dem Kriege leidet. Denn der Schmerz, zusehen zu müssen, wie sich ein großer Teil seiner geistigen Kinder zersplittert und sich an den Rand des Abgrundes bringt, mit welchem Haß manche von ihnen gegen ihre Glaubensbrüder wüten und die katholische Religion als mitverantwortlich am Weltkrieg hinstellen, zusehen zu müssen, wie durch den Krieg die Religion überhaupt, die Fortschritte der Zivilisation, die Ausbreitung des Reiches Gottes gehemmt, auf Jahrzehnte zurückgeworfen und vielerorts ganz vernichtet wird, das ist für den Statthalter Christi unfagbar traurig und leidvoll. Deshalb begreifen wir sehr wohl, wie er nicht müde wird, immer wieder zum Gebete und zur Anrufung der allerseligsten Jungfrau aufzufordern. Jeden Tag werden auf der Erde etwa 150 000 Heilige Messen gelesen. Und für all diese Messen ist durch päpstliche Vorschrift angeordnet, daß die Orationen aus der Kriegsmesse eingelegt werden sollen. Man denke, in dem erhabensten Bittgebet und Bittopfer der Kirche wird täglich so oftmal das Gebet um Frieden zum Himmel gesandt. Wutlich könnte die Kirche nicht mehr tun. Dazu kommen die von den Bischöfen für alle Kirchen angeordneten Kriegsgebete, die Wallfahrten so vieler religiösen Vereine, Bruderschaften und Gemeinden. Und dann die Millionen Einzelbeter, die nicht bloß in Gebeten den Himmel bestürmen, sondern auch in täglichen Opfern, heldenmütigen Entsagungen und treuester Pflächterfüllung das ihrige tun, auf daß der Herr der Heerschaaren gnädig auf ihr Opfer schaue und es segne.

Auch aufseiten unserer Feinde, soweit sie dem Christentum und seiner Lehre von der Wirklichkeit des Gebetes und von Gottes Vorsehung nicht fremd gegenüber stehen, wird viel gebetet. Denn die Heimführung des Krieges wird dort vielleicht noch mehr empfunden als bei uns. Die vielen blutigen Verluste, die so manche Familie getroffen haben, die Ungewißheit des Ausgangs und so manches andere werden auch dort den Blick von selber nach oben gewandt und das Gebet auf die bisher vertrockneten Lippen gebracht haben, wenn wir auch über den näheren Umfang dieser religiösen Erhebung nichts genaueres wissen.

Angesichts dieser Wolke von Gebeten, die zum Himmel ragt, müßte man die Folgerung ziehen, der Herr werde sich endlich erhören lassen, wie er die Jünger in der Barke auf dem See Genezareth erhört und die Gefahr von ihnen abgewandt hat. Allein wir sehen, daß der Krieg noch nicht zu Ende geht, daß sein Ende noch weit auszuweichen scheint, und daß fortwährend noch Ströme von Blut fließen und unsagbares Leid in so viele Familien zieht. Wie ist das zu erklären? Auf Seiten Gottes kann die Schuld nicht liegen. Das hieße ja Gott die Allmacht oder die Treue absprechen und damit eine schwere Gotteslästerung begehen. Also muß die Schuld auf unserer Seite zu suchen sein, und es wird wohl derselbe Vorwurf uns treffen, den der Herr an die Jünger richtete: Was seid ihr so furchtsam, ihr Kleingläubigen? oder, wie es in den Parallelen bei Markus und Lukas heißt: Wo ist euer Glaube? Habt ihr noch nicht geglaubt? Hier liegt in der Tat der Angelpunkt für die Betrachtung, weshalb unser Herrgott das Flehen des Volkes noch nicht erhört, noch nicht erhören kann: es fehlt am Glauben, das heißt in diesem Falle an dem unerschütterlichen Vertrauen auf Gottes Wort und Verheißung, daß alles, was er über die Menschen kommen läßt, nur zu ihrem Vorteile ist, daß der Herr niemals die Menschen über ihre Kräfte heim sucht, sondern zur rechten Zeit eingreift; daß die Hilfe Gottes meistens dann eintritt, wenn die Not am höchsten gestiegen ist. Weiter müssen wir sagen, daß der Herr mit einer solchen Weltkatastrophe, wie es der jetzige Krieg ist, doch sein bestimmtes Ziel im Auge hat, oder es sind mehrere Ziele, die aber schließlich auf ein gemeinsames Ziel hinauslaufen. Und welches wird wohl das Ziel sein, das die Vorsehung plant? Das nächste und zwar jenes, das uns am meisten angeht, ist die Besserung der menschlichen Gesellschaft. Ueber die weiteren Ziele brauchen wir uns nicht den Kopf zu zerbrechen, die liegen in der Hand Gottes, der schon auf seine Rechnung kommen wird. Ueber die religiöse Erneuerung, ob sie stand hält oder nicht, ist viel geschrieben und geredet worden. Je nach dem, was einer gerade beobachtet oder in welcher Umgebung er lebt, wird er sich darüber in günstigem oder ungünstigem Sinne aussprechen. Nach meinem Dafürhalten liegt die Wahrheit wohl darin, daß die Kreise, die von Anfang an die religiöse Erneuerung mit ganzer Seele erfaßt hat, auch jetzt noch trenn zu ihr stehen. Die aber jetzt froh ihr Haupt erheben, sind jene, die beim Ausbruch der Kriegsgeißel, als alles mit elementarer Gewalt nach oben blühte und das Schlechte und Gemeine wie vom Erdboden verschwunden war, sich nur verkrochen, um zu gelegener Zeit wieder an die Oberfläche zu kommen. Diese gelegene Zeit scheint ihnen jetzt gekommen zu sein. Und jene Erwerbszweige, die davon leben, bieten natürlich alles auf, diese leichtfertige Stimmung wach zu halten und sie noch zu fördern.

Es will mir aber scheinen, als ob die amtlichen Kreise zu furchtsam und kleinmütig wären, und daß sie schon wagen sollten, etwas fester zuzugreifen und das Unkraut, wo es sich zeigt, an der Wurzel zu packen und hinauszumwerfen, damit wenigstens das mancherlei Gute, das sich ansetzen will, nicht der Luft und der Sonne beraubt wird und erstirbt. Alle Maßnahmen schiebt man der Willkür zu, weil man denkt, wenn der Krieg zu Ende ist, hört auch diese Gewalt auf, und es ist niemand mehr da, woran sich die Rörgler und Unzufriedenen halten können. Unsere Beamten wollen, so kommt es einem vor, sich nicht der Gefahr aussetzen, als übereifrige Förderer des Christentums und der christlichen Grundsätze genannt zu werden. Wenn es sich um Uebertretungen von staatlichen Vorschriften über Getreide, Mehl usw. handelt, ist die Behörde schnell bei der Hand und kann sehr energisch zugreifen. Der Schutz der geistigen Güter, die Erhaltung der erworbenen ernsten Gesinnung unter der Bevölkerung, die Fernhaltung alles Unedlen, Gemeinen, Vergerlichen wird leider nicht in dem Maße von ihr übernommen, wie es die patriotischen und staatserkhaltenden Kreise verlangen und wünschen. Und das ist sehr, sehr zu bedauern. Die Bürokratie steckt noch zu sehr unsern Beamten in den Knochen, wie sie vor dem Kriege gehandhabt wurde. Deshalb wünschen wir, daß das, was so gut angefangen, was von den höchsten Staatsstellen angeregt und gewünscht wurde, auch von den nachgeordneten Organen übernommen und getreulich gepflegt und ausgeführt werde, unbekümmert um das, was andere dazu sagen und denken. Die Erneuerung Deutschlands bleibt in den Anfängen stecken, der schöne deutsche Frühling setzt keine Frucht an, wenn der kalte Hauch der engherzigen, kurzsichtigen, Christentumscheuen Bürokratie über sie kommt und die zarten Reime zum Welken bringt.

wie wir leben, noch nicht erlebt. Unsere Pflicht ist es also, einmal selber Hand an uns zu legen, daß aus uns immer bessere Menschen werden, daß unter denen, auf die wir Einfluß haben, dasselbe sich vollzieht, und dann, daß wir den allmächtigen Gott in heißen Gebeten weiter angehen, daß er uns seine allmächtige Gnade schenken möge, daß unser Werk nicht erlahme, daß der gute Geist uns auch fortin begleite, und daß der Hauch seines Geistes auch alle jene erwärme, die vermöge ihrer amtlichen Stellung berufen sind, großen Einfluß auf weite Kreise auszuüben.

„Habet ihr noch nicht Glauben?“ Immer und immer wieder ist es der Glaube, den der Herr verlangt, wenn er etwas außerordentliches an jemand wirken will. Die Größe seiner Gaben und das Maß seiner Liebe richtet sich genau nach dem Maße von Glauben und Vertrauen, das wir ihm entgegenbringen. Auf unseren Fall angewandt, heißt das nichts anderes als: das Ende der Kriegsnot tritt umso eher ein, je kindlicher unser Vertrauen, je umfassender unser Glaube ist und je mehr wir uns mit all unseren Gedanken und Sorgen in die Arme unseres himmlischen Vaters flüchten.

St. Ignatius — der Christusträger

(1. Februar.)

Traget Gott in eurem Leibe! (1. Kor. 6, 20.)

Einst stritten die noch ehrgeizigen Jünger des demütigen Gottesknechts über die müßige Frage, wer von ihnen der Größte sei. Der Herr wandte sich zu ihnen um und fragte nach dem Grunde des Streites; doch alle schwiegen beschämt. Da rief der große Herzenskennner aus einem Haufen spielender Kinder einen Knaben heraus, stellte ihn mitten unter seine Jünger und sagte: „Wer ein solches Kind in meinem Namen aufnimmt, der nimmt mich auf; und wer mich aufnimmt, nimmt den auf, der mich gesandt hat. Denn wer der Kleinste unter euch allen ist, der ist der Größte.“ (Luk. 9, 46 ff.) Eine Sage der morgenländischen Kirche weiß, daß dieses Kind, das der Herr seinen Jüngern als Vorbild hinstellte, der später so berühmt gewordene Bischof Ignatius von Antiochien gewesen sei.

Diese sinnige Sage ist jedoch so wenig beglaubigt, wie alles andere, was die alte Kirche von der Jugendzeit unseres Heiligen erzählt. Sicherlich war er ein Schüler des Lieblingsjüngers; und von ihm oder vom H. Paulus wurde er zum Bischof in der Hauptstadt Syriens bestellt. Von der Verwaltung seines Hirtenamtes wissen wir nichts Gewisses, doch läßt sein heldenmütiges Ende auf ein treues gottgesegnetes Wirken im Leben schließen.

Nachdem Kaiser Trajan an der Donaugrenze Sieg auf Sieg errungen hatte, sollten die Erbfeinde des Römerreiches am Euphrat und Tigris, die Parter, bezwungen werden. Auf dem Zuge dahin kam er auch nach Antiochien. Kaiser Trajan war an sich kein grausamer Mensch, aber in dem Wahne, daß das Christentum gegen den Staat ankämpfe, gegen des Kaisers „geheiligte Person“ die schlimmsten Pläne trage, wurde er zum Christenverfolger. Als er in des Heiligen Bischofsstadt angekommen war und hörte, daß Ignatius, der sich „Gottesträger“ nenne, in vierzigjähriger Wirklichkeit das Heidentum aus vielen Seelen verdrängt habe, ließ er ihn vor seinen Richterstuhl führen und redete ihn an: „Was bist du für ein böser Dämon, daß du meinen Befehlen zu trotzen und daß du auch andere ins Verderben zu locken wagst?“ Ignatius antwortete: „Niemand kann Theophoros (Gottesträger) einen argen Dämon nennen, denn die bösen Geister fliehen vor den Dienern Gottes.“ Darauf fragte ihn der Kaiser: „Wer ist denn ein Theophoros?“ Ignatius antwortete: „Wer Christus in seinem Herzen trägt!“ Der Kaiser entgegnete unwillig: „Meinst du denn, wir tragen nicht auch die Götter im Gemüte, die Götter, die das Weltall regieren, das Reich beschirmen und uns so freundlich sind?“ „Ach!“ rief da der Bischof aus, „es ist ein trauriger Irrtum, diese Dämonen für Götter zu halten. Es gibt nur einen Gott, den Allschaffenden und Allgütigen und nur einen Jesus Christus, seinen eingeborenen Sohn, der zum Heile der Welt sein Leben dahingegeben.“ Nach diesem freimütigen Bekenntnis verurteilte Trajan den Heiligen zum Tode mit den Worten: „Wir befehlen, daß Ignatius, der Christus im Herzen zu tragen vorgibt, in Fesseln nach Rom gebracht und im Amphitheater den wilden Tieren vorgeworfen wird — dem Volke zum Schauspiel!“

Ignatius nahm von seiner treuren Herde in Fürsorge und Tränen Abschied und trat dann mutig und freudig den Todesweg an. Auf der Reise nach Rom schrieb er noch sieben Briefe, voll feuriger Liebe zu Christus und den unssterblichen Seelen; sie waren an die Gemeinden von Ephesus, Tralles, Magnesia, Philadelphia und Smyrna gerichtet; dann an den Bischof von Smyrna, an den H. Polycarp, den er auch besucht hatte und an die Christen von Rom. Da er ahnen mochte, daß die Brüder in Rom alles versuchen würden, seine Strafe aufzuheben oder doch zu mildern, schrieb er ihnen: „Meine lieben Brüder! Habet kein unzeitiges Mitleid und widerleget euch meinem letzten Gange nicht! Er ist ja ein freudiger und lichtvoller Pfad zum Leben und zur Seligkeit. Ich weiß, was mir frommt; ich bin bereit, die Qual des Feuers zu dulden, von Tieren zerrissen zu werden, vom Schwerte durchbohrt, ans Kreuz geheftet zu sterben, wenn ich nur zu Jesus komme, zu ihm, der meine Liebe ist! Von Syrien

Land. Tag und Nacht bin ich an zehn Leoparden gefesselt (er meinte damit seine grausamen Wärter), die um so schlimmer werden, je mehr ich ihnen wohltue. Ihre Bosheit aber ist meine Verbollkommnung; aber deshalb erachte ich mich nicht für gerecht. Daß ich doch von den Tieren zermalt werden dürfte, die mir zur Qual bereitet sind! Und ich bete, daß sie eilig sind zu meinem Ende und zu meiner Marter. Ich will sie zum Angriff reizen, damit sie nicht, wie bei anderen Märtyrern, vor meinem Leibe zurückbeben. Wenn sie nicht kommen wollen, will ich ihnen Gewalt antun; ich werde sie drängen, daß sie mich zerreißen! Verzeiht mir, Brüder, Kindlein, was mir nützt, das weiß ich, daß ich Christi Jünger bin; ich verlange nicht mehr nach Sichtbarem, damit ich Jesum Christum finde!“

Die Rauheit seiner Wärter bereitete dem Greise qualvolle Stunden. Aber überall, wo sie hinkamen, strömten die Christen mit ihren Priestern und Bischöfen zusammen, um vom Heiligen Worte des Trostes und der Ermunterung zu vernehmen, um seinen Segen zu empfangen. Von Kleinasien ging es über Thrazien, Mazedonien und Griechenland nach Durazzo, von da auf dem Seewege zur Hafenstadt Roms, Ostia, Tiberina. Hier empfingen den Järstern der Kleinasiatischen Kirche die Christen Roms. Raum gelandet, sank Ignatius auf die Kniee und flehte um Eintracht unter den Gläubigen und um ein Einhalten der Verfolgung; dann ging es weiter zur Hauptstadt.

Da der Tag der Ankunft — es war der 20. Dezember 107 — der letzte Tag der feierlichen Spiele war, wurde er mit einem Schreiben des Kaisers dem Stadtpräfekten übergeben, der ihn sofort in die Arena führen ließ. Als der Held Christi das Gebrüll seiner Peiniger hörte, rief er leuchtenden Auges: „O, die Possaunen meines Königs, der mich zu Kampf und Sieg einlädt!“ Ohne Beben und Bangen stand der hochbejahrte Greis in milder Ruhe und himmlischer Kraft aufrecht im Sande des blutgetränkten Kampflazes. Mit fester Stimme rief er: „O mein Jesus! Ich bin ein Weizenkorn Gottes; mich müssen die Zähne der wilden Tiere malen, damit ich als reines Opferbrot erkunden werde.“ Ein riesiger Löwe sprang auf den Heiligen los: ein wütender Schlag, ein gieriger Biß, und das Opfer hatte vollendet!

Der Tag, wo des Blutzengens Reliquien nach Antiochien übertragen wurde, ist in der abendländischen Kirche sein Festtag geworden — es ist der 1. Februar.

St. Ignatius machte des Apostels Aufforderung: „Traget Gott in eurem Leibe!“ an sich so wahr, daß er nicht nur selbst ein echter Christusträger wurde, sondern viele andere auch dazu machte. Und den Tod voll Schmach und Weh nahm er so heldenmütig auf sich, weil er von seinem Herrn so ganz erfüllt war. Sind auch wir wahre Gottes- und Christusträger, dann löst sich auch bei uns alles Ungemach auf zu lichtem Geschehe — bei dem Gedanken:

Was kann uns schaden?
Solange wir leben, ist Gott in uns,
Und, sind wir tot, sind wir in ihm! (Hametling.)

P. S. B. O. F. M.

Weggeleit zum Glücke

Von P. S. B. O. F. M.

Der Glaube

(9. Fortsetzung.)

In deiner eigenen Brust können Stolz, Lausheit und Laster den Glauben gefährden; von außen dagegen falsche, glaubenslose Freunde und glaubenswidrige Bücher.

Aristoteles nennt die Freundschaft eine Gleichheit der Seele; an einer anderen Stelle nennt der gleiche heidnische Philosoph sie die Vereinigung von zwei Körpern in einer Seele. Der Römer Sallust erklärte: „Das nämliche wollen und das nämliche nicht wollen, das erst ist rechte Freundschaft.“ Und der Deutsche Ritz schreibt: „Liebe, Wille und Tat sind bei wahrer Freundschaft eins.“ Alle diese Aussprüche weisen auf die innige Verbindung hin, die zwischen zwei Menschen entsteht, wenn sie miteinander Freundschaft schließen. Diese enge Verbindung hat bei einer Freundschaft, die auf edlem, reinem Grunde erwächst, die segensreichsten Folgen. In Gedanken, in Worten und in der Tat wird sich allmählich eine solche Harmonie, ein solcher Zusammenklang bilden, daß der eine Freund ganz im andern aufgeht.

„Zwei Seelen und ein Gedanke,
Zwei Herzen und ein Schlag!“ (Feuchtersleben.)

Daraus folgt, daß ein treuer, dem Guten zugewandter Freund eine wahre Himmelsgabe ist, die reinigt, stärkt und ewige wohnt. Daraus folgt aber auch, daß ein falscher Freund, mit verdorbenem, glaubenslosem Herzen, den, der sich ihm anschließt, mit hinabzieht in den Sumpf, in die Dünste und Nebel des Unglaubens — und zwar unfehlbar sicher. Warum? Weil er der Stärkere ist! Denn er hat einen Bundesgenossen an der verderbten Natur im Menschen, an der auch der Beste krankt. Dann verkündet er ein Evangelium, das der Natur schmeichelt und wohl tut. Anfangs mag der junge Freund noch entsetzt sein über die glaubensfeindlichen Äußerungen des neuen Freundes. Die Verleumdungen der Priester, die Schmähungen der Religion machen vielleicht keinen Eindruck. Doch das wird bald anders. Es regt sich der Zweifel, die verhänglichen Worte bohren sich tiefer ins Gedächtnis. Bald nimmt der Verführte die glaubens-

und da der Spötter mit jähem Bewusstsein am Werte bleibt, streicht der Arme bald die Segel; es dauert vielleicht noch nicht einmal Wochen, und er hat sich dem Glaubensfeinde angeglichen; auch an ihm ist der alte Spruch wahr geworden: „Freundschaft ist entweder unter Gleichgesinnten oder macht Gleichgesinnte!“ Seine Liebe, sein Wille, seine Taten sind die Liebe, der Wille die Taten eines Menschen, der sein Höchstes verloren. Jetzt findet er vieles „ungereimt“ an seinem Glauben, und bald ist er sicherlich auch mit dem Letzten fertig. Die Erfahrung bestätigt täglich diese Ausführungen. Oder nicht?! Der Apostel (Gal. 5, 9.) schreibt: „Ein wenig Sauerteig reicht hin, um den ganzen Teig zu durchsäuern.“ So kann ein glaubensloser Freund einen ganzen Kreis junger Menschen, die ihres Glaubens froh sind, verderben. Bekannt ist das Gleichnis von den gesunden Nesseln, die einen faulen gesund machen sollten. Doch die vielen gesunden machten den faulen nicht gesund, sondern der eine faule macht die vielen gesunden faul. Salomon wurde durch die Gesellschaft seiner ausländischen, heidnischen Weiber ein Götzendiener; Salomo, der Weiseste der Menschen, der große König von Israel! An ihm hat sich das eben angeführte Gleichnis bewahrheitet; es bewahrheitet sich noch Tag für Tag, und gerade auf dem Gebiete des Glaubens und der Sitte am öftesten. Deshalb schied auch Gott das israelitische Volk von allen anderen Völkern aufs strengste, um so wenigstens in einem Volke den Glauben an den wahren Gott zu bewahren. „Wer Pech anrührt, besudelt sich!“ Und wer sich einem glaubenslosen Freunde anschließt, wird unfehlbar, wenn er auch noch so stark im Glauben ist, wenigstens die Freude, die Seligkeit seines Glaubens, verlieren; meist aber wird es dabei nicht bleiben; gewöhnlich wird ein völliger Glaubensbankrott die Folge einer solchen Freundschaft sein. Die Schrift sagt (Sir. 16, 36.): „Ein gottloser Mensch lockt seinen Freund und führt ihn auf einen Weg, der nicht gut ist.“ Und deshalb laß dir, lieber Leser, der du in den vertrauensseligen Jahren der Jugend stehst, das andere Wort der Schrift gesagt sein: „Lebe in gutem Einverständnis mit vielen, aber dein Ratgeber sei einer aus tausend!“ (Spr. 16, 29.) Der österreichische Dichter Feuchtersleben sagt in seiner Diätetik der Seele: „Welcher Umgang dich kräftigt, zur Fortsetzung der Lebensarbeit tüchtiger macht, den suche, welcher in dir eine Leere und Schwäche zurückläßt, den fliehe wie ein Kontagium (Pest)!“ Nimm dir, mein Lieber, aber ein Mensch den Glauben aus der Seele, dann entsteht eine Leere und eine Schwäche, die nichts wieder ausfüllen, nichts wieder ausgleichen kann; du bist ein Gebrochener, eine verlorene Existenz vor deinem Gotte, und vor ihm ein Ganzer, ein Starker zu sein: das ist deine einzige Lebensaufgabe!

Eines Tages kam der edle Araberscheich Abdel Kader, der den Franzosen soviel zu schaffen gemacht hatte und dann später bei dem bekannten Blutbad in Damaskus so manchen Christen rettete, zu Paris in eine Druckerei. Als er sah, wie eine Druckerpresse die Zeitungen Schlag auf Schlag herauswarf, rief der geistvolle Wüstensohn voll Staunen: „Sieh da, die Kanone des Gedankens!“

Wieviele Seelen hat die Presse nicht schon durch ihre schlechten Erzeugnisse getötet! Dagegen sind unsere Zweisundvierziger ein unschuldiges Spielzeug. Die glaubens- und sittenlose Presse hat schon unzählige Menschen um ihr Höchstes gebracht, und die Reichensfelder dieser Millionenmörderin dehnen sich über die ganze Welt aus, bis in die entlegensten Winkel, wohin der Wind die Blätter wehen kann.

Ein böses Buch ist noch mehr als ein schlechter Freund, ein Glaubensfeind! Warum? Weil es berebter ist! Seine Sprache ist fesselnd, leicht dahin fließend, sie schmeichelt sich durch ihren Wohlklang ein, und unbemerkt flößt sie der Seele Gedanken zu, die der Menschennatur oft schon von vornherein zusetzen, die oft so harmlos scheinen, oft so treffend, oft sie einen Menschen, der nicht an straffes Denken gewöhnt ist, unwillkürlich ins Schlepptau nehmen, um ihn ins Verderben zu stürzen. Es heißt nicht umsonst: „Er redet wie ein Buch!“ — Dazu kommt noch, daß diese Sorte Bücher billig zu haben ist; oft erhält man sie von dem Sendboten des Bösen völlig umsonst. Und man kann die „Predigt“ des Buches so leicht von neuem hören, man braucht nur das Geschreibsel zur Hand zu nehmen: das süße Gift schließt sich so angenehm. So kommt es, daß die Pest der schlechten Presse vielfach nachteiliger wirkt als eine glaubenslose Kameradschaft. Meistens unterstützt diese ihren Einfluß gerade durchs Verbreiten glaubens- und sittenloser Schriften. So wird die Druckerpresse zu einem furchtbaren Wordinstrument, zu einer wahren Kanone des Gedankens, deren Opfer mit der Bervollkommenung der Presse noch stetig wächst.

Welch verderblichen Einfluß eine gewissenlose Presse haben kann, zeigt die Geschichte der französischen Revolution. Wir lesen da von Greueln, die einem mit Ekel und Schauer erfüllen, und die einem die Frage auf die Lippen drängen: „Ja, waren das denn Menschen?!“ Die unglaublichen französischen „Aufklärer“ Voltaire, Rousseau u. a. hatten in jahrzehntelangem Kampfe die weitesten Schichten des Volkes mit ihren Ideen angesteckt; sie hatten den ohnehin schon heißblütigen Leuten die Scheu vor Thron und Altar aus dem Herzen gerissen. So war eine tiefgehende Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen geschätet worden. Als dann ein paar frische Schreier die Führung übernahmen, kam es zu den ungeheuerlichen Ereignissen, die nicht nur das Morische und Schlechte weglegten, die viel mehr das Gesunde zerschlugen, und das Blut der Unschuldigen in Strömen vergossen. Ein ganzes Jahrhundert hat die Spuren dieser Taa-

Beh, wenn sich in dem Schoß der Städte
Der Feuersunder still gebäut,
Das Volk zerreißen seine Kette,
Zur Eigenhilfe schrecklich greift!
Da zerret an der Locke Strängen
Der Aufruhr, daß sie heulend schallt...
Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr,
Die Straßen füllen sich, die Hallen,
Und Bürgerbanden zieh'n umher.
Die Weiber werden zu Mänen
Und treiben mit Entsetzen Scherz...
Das Gute räumt den Platz dem Bösen,
Und alle Laster wanken frei!“

Und wenn die glaubens- und sittenlose Presse unserer Tage nicht eingebämmt wird, können Tage kommen, gegen die die geschilderten noch Spiel sind. Selbst kühl denkende Männer sehen deshalb voll Sorgen in die Zukunft! Dürfen wir von der reinigenden Kraft des Krieges auch auf diesem Gebiete Gutes hoffen?!

Wenn man alles dies bedenkt, dann muß man sich wundern, wenn vernünftige Menschen noch über das kirchliche Bücherverbot abfällig urteilen. Von den Tausenden der Presseerzeugnisse verbietet die besorgte Kirche ein paar der schlimmsten — darüber sollte sich jeder, der es mit der Menschheit gut meint, freuen, statt von Fnebelung und Vergewaltigung der Gewissensfreiheit zu sprechen. Zumal die Kirche jedem wahrhaft Interessierten leicht erlaubt, die verbotenen Bücher zu lesen! Gist vor Kindern zu bezeichnen und zu vergeben, ist stets eine Wohltat!

Lieber Leser, meide glaubensfeindlichen Umgang, sei mit Menschen, sei mit Büchern! Du fügst dir dadurch keinen Schaden zu; du gewinnst aber unendlich. Du bewahrst dir deinen kindlich-fröhlichen Glauben, den Schlüssel für das wahre, dauernde Glück in Zeit und Ewigkeit.

Besonders du, mein lieber Soldat, der du dich für den furchtbaren Kampf einübst. „Trau, schau, wem!“ Du gehst dann mit glücklichem, reinem und starkem Herzen ins Feld!

Die Schüler

Skizze von Hanns Gisbert.

In trampfartigem Gittern, stand Lisa Iwanowna am Dachfenster der Mühle und schaute hinüber nach Westen, wo ein riesiges Feuerwerk anzeigte, daß das große Gefäß des Varin brenne.

Warum war sie nicht geflohen, beizeiten geflohen, wie der Jasprasn! es hatte anschlagen und verkünden lassen? Jetzt war es zu spät; diese Hunde von Deutschen waren im Lande und brannten und sengten, wohin sie kamen. Das Gutshaus stand in Flammen und das würde auch das Los ihres bescheidenen Häuschens sein, wenn diese Mordbuben hierher kämen. Wohin fliehen mit den drei kleinen Kindern und dem alten Vater, der nichts kannte als seine Mühle und die Scheuer des Varin, wo er das Korn abholte und wieder zurückfuhr? Sie war des Müllers Tochter und hatte niemanden auf der Welt, als Dimitry, der Knecht auf dem Gute gewesen, ehe er sich in ihre schönen Augen verliebte. Dimitry würde Rat wissen und sie mit seinen starken Armen schützen. Aber er kämpfte irgendwo in Bäterchens Heer gegen die Prussaken, wenn er noch lebte. Wochen und Wochen hatte er keine Nachricht mehr gegeben. O, nur das nicht, nur das nicht! Alles wollte sie erdulden, wenn nur Dimitry ihr zurückgegeben würde.

Lisa Iwanowna warf sich vor dem Heiligenbilde nieder und bat und flehte um Rat, um Hilfe. Und dann faßte sie einen Entschluß. Sie schlüpfte in die Kasamaila und schlang den Nachschlüssel um das schwarze Haar. Die Nacht war dunkel und der Weg nach Mischischewol schmutzig und unwegsam; aber sie mußte mit irgend jemandem sprechen, mußte hören, was zu tun war. Sie schlug über die beiden älteren Kinder das Kreuz und wickelt das kleinste warm in ein Tuch; sie liebt es zu sehr, das kleine Bübchen, ihren süßen Alcei, sie kann sich nicht von ihm trennen.

Beruhigt kehrt die junge Müllerin zurück. Sie hat Leute getroffen in Mischischewol, die ganz genau davon unterrichtet sind, daß die Deutschen geschlagen werden und nicht näher kommen werden. Ein alter Muschil hat mit Verwundeten gesprochen, die aus Briansk transportiert wurden. Die Russen siegten überall, und wenn sie sich zurückzogen, so war es nur, um festere Stellungen einnehmen zu können. „Keine Sorge, Lisa Iwanowna, wenn du Soldaten siehst, so sind es Freunde, sind es Schüler.“

Leichtfüßig eilte die Frau über die Nachbrücke wieder dem Hause zu, wirft die nebellichten Kleider ab und bettet sich bei der kleinen Olga auf dem gewaltigen Nachelosen, in dem das Feuer selbst in frühen Herbsttagen nicht ganz erlöschen wird.

Bis in den frühen Morgen schläft die Ermüdete, bis Rossesstampfen und wilder Sang sie erweckt. Im Dämmerlicht erkennt sie herannahende Reiterfähren. Ihr Herz will klopfen; aber sie weiß ja, daß es Freunde sind, Schüler... Sie kennt das Lied vom Wosjwoden, das sie singen, von dem blonden Mädchen, das einen Wosjwoden liebt... Künftig leidet sie sich an, die Reiter zu bewillkommen. Speise und Trank ist genug in der Mühle, sie zu bewirten. Es war ein gutes Jahr, das Kriegsjahr; die Scheuer ist über und über gefüllt mit goldenem Getreide.

Ueber die Brücke reiten die Ersten, Recken; drängen in Küche und Keller ein, greifen nach der hübschen Frau runden Armen, suchen ihr ein Küßlein abzuhacken. Und stoßen den alten Iwan, der seiner Tochter Ehre schätzen will, höhnisch zur Seite...

Dann geht es mit Gejohle hinaus, wo die Nachhut eintrifft. Der Müller ihnen nach, um mit gekreuzten Armen dem Offizier seine Ergebenheit zu zeigen! Bis er, verneigt Lisa Iwanowna sich tief. Jetzt sind sie ja sicher vor den deutschen Brandbuben, vor dieser Bande von Mördern und Dieben. Dank! Für die Rettung, Dank!

Lisa beugt sich über des Hauptmanns Hand, sie zu küssen. Sie richtet sich auf und erblickt, erschrocken bis ins tiefste Herz... Was ist das?... Das ist nicht möglich, nicht möglich!... Und doch, sie hat eine Brandfackel aufleuchten sehen... Wozu, wozu?

Und dann weiß sie es. In wahnsinniger Geschwindigkeit eilt

sie dem Kosaken nach, hängt sich an seinen Arm, verlegt ihm den Weg. Nicht das, nicht das! Sie sind doch Landsleute, Freunde, wozu ihr Heim vernichten, ihren Wohlstand. Wozu ihnen Nahrung und Obdach rauben. Wozu, wozu?

Gellend klingt das Schreien der Frau durch den lichten Morgen, das verzweifelte Klagen des alten Mannes. Ein Dutzend Kosaken überwältigen den schneigen Alten, das unglückliche junge Weib.

Feurig löst die Flamme über das Dach, greift nach allen Seiten, die furchtbare Hitze, die die Fenster springen macht, zeigt Lisa, daß das Dürchbare, das sie noch zu verhindern gehofft hatte, schon zur Tat geworden. Die Scheune glüht und brennt und prasselt. Die aufsprühenden Farben überziehen das Wohnhaus mit einem Feuerregen. Hierig leckt die Flamme nach dem Stroh des Dachstuhls, nach der Kammer, in der der Kleine schläft.

„Olga, Veral!“ Mit letzter Kraft ruft die Müllerin ihre kleinen Mädchen. „Schnell herunter und bringt mir Alerci, das Brüderchen.“

In wilder Jagd laufen die Kosaken davon, den Feuerbrand weiter zu tragen. Wenn Brianek fällt, sollen die Deutschen nichts in den Scheunen vorfinden, nichts in den Dörfern. Kein Obdach, keine Speise, kein Trank. Ob auch ein paar Tausend Russen dabei zugrunde gehen, was schadet es, Krieg ist Krieg!

Krieg ist Krieg! Der tolle Kosak mit den schwarzen Augen und dem aufgewirbelten Bärtchen hält die widerstrebende Lisa Zwanowna noch in den Armen und zwingt den vollen Lippen einen Kuß ab. „Sträube dich nicht, mein Täubchen, Krieg ist Krieg!“

Daßsprühend reißt die Frau sich los. „Der Tod über euch, ihr Teufel.“ Und stürzt zum Wohnhaus. Weinend sitzen die beiden kleinen Mädchen auf der Steinbank, von Ruß und Rauch geschwärzt. „Alerci, wo ist mein kleiner, mein Dersblatt?“

Im Innern steht der Müller, betäubt, verwirrt vom Brandgeruch, erschüttert von Rauch und Feuer, die das morsiche Holzwerk der Treppe erfasst und umhüllt haben. Kein Vorwärtsschreiten möglich; der Dachstod ist abgeschnitten. Der Dachstod, in dessen Kammer der Kleine schläft. Und über ihm stürzt das glühende Dach zusammen.

Als die ersten Deutschen über die Dachbrücke reiten, fällt ihr Blick auf eine junge Frau, die, den Bausim im Auge, ein Bündel Lumpen auf dem Arm wiegt, indes zwei kleine Mädchen sich verzweifelt weinend an ihre Röcke hängen, sehen einen gebrochenen alten Mann, der mit stierem Blick das halbverbrannte Mählrad wieder in Bewegung zu setzen sucht.

Strafpredigt

M. von Weser.

Nichtig ins Feuer hat sich Großmama geredet; ihre Wangen glühen, und die dunkelblauen Augen leuchten unter dem silberweißen Haar. „Du hast ja zu Anfang des Krieges so sehr bedauert, nur eine Frau zu sein und nichts fürs Vaterland tun zu können. Und jetzt willst du wegen ein bißchen Fettarrest die Flinte ins Korn werfen?“

„Ach, Großchen!“ Die Tränen stehen in den Augen der jungen Frau. „Es ist ja nicht meinethwegen, es ist doch wegen Gerbard, der die Marmeladen so schlecht verträgt, und dem ich nicht immer Butter auf sein Brot verschaffen kann.“

„Nun, was ist da weiter. Dann ist Gerbard eben sein Brot trocken, wie andere Leute auch; als Refraktier hat er's ohnehin so viel, viel besser, als seine Brüder, die im Felde stehen, und die alle Entbehrungen ohne Klagen tragen. Als sein Vater noch junger Amtsrichter war, reichete es auch nicht zu Butter, das trockene Brot ist ihm nichts Neues.“

„Aber er ist doch so furchtbar angestrengt. Manchmal hat er die ganze Nacht durgearbeitet, und auch jetzt hat er nur Sonntags Zeit für seine Familie.“

„Das sind Kriegszeiten, Kind. Meinst du, die draußen hätten immer angenehme Nächte? Und wieviel Zeit, die für ihre Familie haben, kannst du dir ausrechnen.“

„Ach, gewiß, Großchen. Ich bin ja auch so dankbar, daß Gerbard unabkömmlich ist und seinen Kindern erhalten bleibt, während die und Leben fürs Vaterland opfern; er selbst freilich hat zuerst sehr darunter gelitten, daß er daheim bleiben mußte.“

„Na, also; meinst du, wenn er da sein Mittagbrot aus der Gulaschkanone bestünde, würden für ihn Suppen und Braten extra mit Butter abgeschmeckt. Da müßte sich sein verpöhtes Bängelchen, das aber nur du auf dem Gewissen hast, auch an minderwertige Fette gewöhnen. Und wenn du nach meinem Räte getan und das Fett der Markknochen ausgelassen hättest, wärest du auch mit wohlgeschmecktem Fett für die Küche versehen, ganz abgesehen davon, daß immer angeraten wird, das mangelnde Fett durch Zucker zu ersetzen, da dieses für den Verbrennungsprozeß im Körper ebenso nahrhaft ist.“

„Zucker? Aber ich kann doch nicht in Zucker braten und baden?“

„Wie kindisch, Elise! Natürlich kannst du das nicht. Aber du kannst die Wahl der Speisen so treffen, daß die mit Zucker zubereiteten anstelle der mit Fett zubereiteten rücken. An Obst, jetzt an getrocknetem Obst ist kein Mangel, und mit kondensierter Milch oder Mälik kannst du dir bei den süßen Speisen helfen.“

„Das sind doch alles nur Surrogate, Großchen.“

„Zweifelloß. Aber müssen wir nicht dankbar sein für alle diese Surrogate, die gleichsam über Nacht durch den deutschen Erfindergeist auf den Markt gebracht worden sind? Willst du zu den rüchständigen Hausfrauen gehören, die allem Neuen und Zweckmäßigen ablehnend gegenüberstehen, nur weil sie es nicht gewohnt sind! Daß es euch so gut schmeckt, wie früher, darauf kommt es nicht an, sondern daß wir reichen, daß wir durchhalten können.“

„Das können wir doch auch.“

„Gottlob, das können wir, weil die Hand des Herrn uns wieder um eine reichliche Ernte besichert hat. Brot und Kartoffeln haben wir genug, auch Fleisch in genügender Masse, denn unsere Ärzte haben schon lange gegen den übermäßigen Fleischgenuß der höheren Stände gewarnt. Also läge dich in die Unbequemlichkeiten, die die Kriegszeit den Dahingebliebenen auferlegt, und durch deren geduldiges Ertragen sie sich ein wenig der großen Zeit würdig erzeigen können. Und laß dich in den Hausfrauenvereinen in das Geheimnis der sparsamen Küche, des Zeitopfers, des Kostbraters, der jeder Bratpfanne eingefügt werden kann und ohne jedes Fett brät — eine Erfindung, die wir den Engländern abgesehen haben — der Knochenverwertung und sonstiger Kriegsekrepte einführen. Und dann lies einmal dieses Büchlein über den Russeneinfall in Ostpreußen. Dann kannst du dir

vorfellen, wie es in Deutschland aussähe, wenn unseren Feinden ihr Plan geglückt wäre, wenn sie sich in Berlin die Hände gereicht und auf dem Wege dorthin unser schönes Heimatland verwüstet hätten. Ob dann die Butterfrage noch eine Rolle bei uns spielte.“

Beckend senkt die junge Frau das blonde Köpfchen. „Aber, Großchen, dann stünde bei uns vielleicht kein Stern mehr auf dem anderen. Aber davor bangt nur auch nicht. Unsere Braven draußen stehen wie eine lebendige Mauer und werden keinen Feind in ihr Vaterland hereinlassen.“

„Nein, das werden sie nicht. Aber wir, die wir die höchste Aufopferung, die höchste Heldenhaftigkeit bewundernd aber selbstverständlich bei ihnen voraussetzen, wollen wir uns Klein zeigen in dieser großen Stunde? Ich gebe zu, daß du mit deiner Kinderzucht und deinen nicht eben glänzenden Geldmitteln mehr Mühe und Ueberlegung nötig hast, die Feinden durchzubringen, als manche andere. Aber der liebe Gott hat dir einen hellen Verstand und Anpassungsfähigkeit gegeben. Mit gutem Willen wirst du dich auch in den schwierig gewordenen Verhältnissen zurechtfinden. Und wenn du sagst, daß dein Haushaltspersonal sich mit der sparsamen Verköstigung nicht zurechtfindet, so entlasse sie; es gibt auch andere. Mag die Waschfrau suchen, wo sie ihre doppelten Butterbrote findet. Und gewöhne die Kinder einfach, laß sie selbst schon mit eingreifen, keine Berrichtungen im Haushalt machen, dann kannst du auch an Arbeitskräften sparen.“

„Ja, Großchen, das habe ich auch schon getan. Die beiden Mädchen helfen schon nett mit Tischdecken und -abtragen, mit allerhand kleinem In-die-Hand-arbeiten, so daß Maria sich angeboten hat, das nächste mal die Wäsche allein zu tun.“

„Bravo, Elise! Und wenn das sein geht, wird's auch im andern nicht fehlen. Die Teuerung und der Mangel an ungern entbehrten Nahrungsmitteln ist eine Folge des Krieges, die wir kluglos in den Kauf nehmen müssen. Es ist nur ein Glied in der Kette der Opfer, wenn man es an den Leistungen und Entbehrungen unserer Tapferen draußen abwägt. Und ich sollte meine Elise nicht kennen, wenn sie ihr Scherlein nicht auch willig auf den Altar des Vaterlandes brächte!“

„Du hast recht, Großmama! Ich will nicht kleiner sein, als meine Zeit, und das meine dazu beitragen, daß Deutschlands innere und äußere Kraft unbezwinglich vor der Welt von Feinden steht.“

Goldhörner

Es gibt keine größeren Reichtümer, keine größeren Schätze, als den Glauben; denn dieser rettet die Sünder, erleuchtet die Blinden, heilt die Kranken, rechtfertigt die Gläubigen, verhöht die Bösen, vermehrt die Gerechten, krönt die Martyrer, stärkt die Jungfrauen, weiht die Priester und läßt uns teilnehmen mit den heiligen Engeln an dem ewigen Erbe Gottes. (St. Augustin.)

*

Der Glaube ist wie eine Lampe. Wie die Lampe das Haus, wo sie ist, erleuchtet, so erleuchtet der Glaube die Seele zur Erkenntnis. (St. Chrysostomus.)

Nicht Feind mehr, Bruder du!

(Kriegsepisode.)

Heiß tobt die Schlacht. Die Feuerschünbe speien Mit erd- und lusterstatternder Gewalt, Vernichtung in der Feinde dichten Reihen

Sie suchen Deckung in dem nahen Wald, Rettung in wirrer Flucht, doch nirgends finden Sie vor den wilden Stürmern Schutz noch Halt.

Vorüber jault's! — In Todeschmerzen winden Die blut'gen Opfer sich der grausen Schlacht, Dann wird es still . . . Des Tages Lichter schwinden.

Wie stöhnt der Wind so bang in dunkler Nacht! — Da ist, begraben unter Pferdes Rücken, Ein Krieger aus der Ohnmacht aufgewacht.

Nach langer Mühe will's ihm endlich glücken, Sich frei zu machen von der schweren Last, Den frischen Morgen grüßt er mit Entzücken.

Dann springt er auf, von Schweden jäb erfasst Beim Anblick all der bleichen Schlafgenossen, Mit denen er geteilt die nächt'ge Rast.

Schon wendet er den Fuß, zur Flucht entschlossen, Da hört ein leises Wimmern er und sieht Im Graben einen, dem das Bein zertrümmert.

Ein junger Franzmann ist's. Behutsam kniet Der Deutsche neben ihm und stützt den Wunden, Dem bald der letzte Odemzug entflieht.

Schon harret der Tod — nur noch ein paar Sekunden, Die Lippe zuckt — auf seine Brust er zeigt. — Der andere nickt — den Brief hat er gefunden.

Aus der bekommenen Brust ein Seufzer steigt — „Mère“ ja und „financé“ — ich will's besorgen — Ein Druck der Hand — ein Nicken, und — er schweigt.

Wie scheint dem Deutschen nun so trüb der Morgen, Dem Feinde schließt er still die Augen zu. Sorgsam im Rock hat er den Brief geborgen.

„Nun schlaf wohl, nicht Feind mehr, Bruder du! So muß ich um dein junges Leben weinen. — Schlaf wohl! Gott schenke dir die ew'ge Ruh!“

Und traurig hinkt der Deutsche zu den Seinen.

L. van Geemstede.